

Klaus Ranzenberger

Kehraus

Noch ein Fall für den Onkel Franz

**Innviertler Krimödie
VERLAG ANTON PUSTET**

Ebenfalls erschienen:

Der Onkel Franz oder die Typologie des Innviertlers – 978-3-7025-0767-1
Neues vom Onkel Franz oder die Odyssee eines Innviertlers – 978-3-7025-0900-2
Alles Gute vom Onkel Franz oder der Innviertler im Jahreskreis – 978-3-7025-0975-0

Mostkost. Ein Fall für den Onkel Franz – 978-3-7025-1025-1

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2023 Verlag Anton Pustet
5020 Salzburg, Bergstraße 12
Sämtliche Rechte vorbehalten.

Coverfoto: Kurt Salhofer
Foto U4: © Claire Slingerland/shutterstock.com
Autorenfoto: HCH-Fotopress

Grafik, Satz und Produktion: Tanja Kühnel
Lektorat: Martina Schneider
Druck: FINIDR, s.r.o.
Gedruckt in der EU

ISBN 978-3-7025-1075-6
Auch als eBook erhältlich: eISBN 978-3-7025-8106-0

Entdecken Sie die Vielfalt unseres Programms auf www.pustet.at

Wir bemühen uns bei jedem unserer Bücher um eine ressourcenschonende Produktion.

Alle unsere Titel werden in Österreich und seinen Nachbarländern gedruckt.

Um umweltschädliche Verpackungen zu vermeiden, werden unsere Bücher
nicht mehr einzeln in Folie eingeschweißt. Es ist uns ein Anliegen, einen nachhaltigen
Beitrag zum Klima- und Umweltschutz zu leisten.

„Der Vorteil der Klugheit besteht darin,
dass man sich dumm stellen kann.
Das Gegenteil ist schon schwieriger.“

Kurt Tucholsky

Prolog

Jetzt ist es also schon wieder passiert. Obwohl ich mehr oder weniger versprochen hatte, meinen Figuren Derartiges nicht mehr zuzumuten.

Das beschauliche Biotop, in dem ich sie angesiedelt habe und das nicht zufällig eine gewisse Ähnlichkeit mit jenem aufweist, in dem ich selbst aufwachsen durfte, wird erneut heimgesucht von zwielichtigen Elementen, schon wieder wird es kriminell in der sonst so idyllischen Provinz.

Doch glauben Sie mir, mich trifft keine Schuld. Ich gehe sogar so weit, zu behaupten, mit der ganzen Sache nichts zu tun zu haben. Es entspricht zwar sonst nicht meiner Art, mich aus der Verantwortung zu stehlen, und genau genommen könnte man argumentieren, dass ja schließlich ich es war, der den Stein ins Rollen gebracht hat. Immerhin hab ich ihn erfunden, den Onkel Franz. Und all die anderen. Was mich ein bisserl zum Vater meiner Protagonisten macht, sie damit gleichsam zu meinen Kindern.

Jo na eh. Aber sie sind mir entglitten. Haben sich, nachdem ihre Art und Persönlichkeit Form angenommen hatten, selbstständig gemacht und ihr Eigenleben entwickelt. Vor allem er selbst, der geschätzte Onkel. Grundsätzlich von angenehmem, ausgeglichenem Charakter, ist ihm eine derart ausgeprägte Sturheit eigen, welche es mir schon seit Längerem unmöglich macht, sein Handeln zu beeinflussen. Und so nimmt sie also ihren Lauf, die folgende Geschichte, und degradiert den Autor selbst zum hilflosen Beobachter.

Na ja, zugegeben, ganz so ist es dann auch nicht. Wovon ich mich nämlich nicht völlig distanzieren kann, ist der Fokus, den dieses Buch auf die Befindlichkeiten der Kleinstadt-Bourgeoisie legt.

Denn die sind einzigartig. Sind so weder im kleinen Dorf noch in der Großstadt zu finden. Derartiges gedeiht nur im Semi-Urbanen. Auf den kommenden Seiten werden Sie, geschätzte Leserin, geschätzter Leser, schnell merken, was ich damit meine.

Beim Onkel Franz entschuldige ich mich an dieser Stelle vorsorglich für alle Unannehmlichkeiten, welche ihn womöglich gleich heimsuchen werden, der interessierten Leserschaft wünsche ich viel Vergnügen!

Bleibt nur noch, wie schon in vorangegangenen Büchern erwähnt, auf die Art einzugehen, wie wir mit der Schreibweise des Innviertler Dialekts in den Passagen der direkten Rede verfahren sind. Wieder ist der Leser aufgefordert, seine Fantasie, sein eigenes Idiom einzubringen, der besseren Lesbarkeit zuliebe haben wir nämlich erneut auf allzu bunte Lautmalerei verzichtet. Dennoch sind und bleiben wir im Innviertel, lassen Sie es sich also ja nicht einfallen, dem Onkel Franz Hochdeutsches in den Mund zu legen, gell?

Montag, früher Vormittag. Nach dem Frühstück und der darauf folgenden, ausgiebigen Lektüre der Tageszeitung steht der Onkel Franz jetzt im Schuppen hinter dem Haus. Die Hände in den Hosentaschen dreht er sich langsam, kaum merklich um die eigene Achse, lässt seinen Blick schweifen. Er sucht etwas.

Der nicht sehr große Raum dient zuallererst als Unterstand für des Onkels Moped, der Puch MV50. Auch sein altes Kanapee, das früher in der Stube stand, bevor die Tante darauf beharrte, es auszutauschen, hat hier eine neue Heimat gefunden. Weiters beherbergt der Schuppen allerlei Gartengerät und eine kleine Werkbank. Eigenbau, versteht sich. Einen Schraubstock gibt es und – ordentlich an der Wand aufgehängt – diverse Schraubenzieher und -schlüssel, Feilen und Raspeln. Was man halt so braucht. Und allerhand andernorts ausgemusterte Kastel und Schubladenelemente. Darin befinden sich nach einem ausgeklügelten Ordnungssystem des Onkels verschiedenste Dinge der Kategorie „könnt man noch mal brauchen“. Die Tante hingegen behauptet ja, dass es hier im Schuppen mit der Ordnung nicht allzu weit her ist. Dass eher Chaos herrschen würde, in dem schwerlich etwas zu finden wäre. Außerdem könnte man getrost gut die Hälfte der Dinge, die der Onkel irgendwann für Wert befunden hatte, sie aufzuheben, ohne Weiteres entsorgen. Kommt natürlich überhaupt nicht infrage. Wie oft ist es schon vorgekommen, dass der Onkel Franz einem Auftrag seiner Frau – eine kleinere Instandsetzungsarbeit rund ums Haus oder Ähnliches – nur nachkommen konnte, weil sich hier im Schuppen genau der dafür benötigte Behelf gefunden hat. So wie jetzt. Die heutige Anweisung, die der Onkel beim Frühstück

erhalten hat, ist es, die ihn nun etwas suchen lässt. Seinen selbst gemachten kleinen Anhänger hat er bereits beladen mit den Reststoffen, die er ins Altstoffsammelzentrum bringen soll. Den sogenannten „Gig“, eine Art Holzkiste auf zwei Fahrradreifen mit einer bananenartig gebogenen Zugstange, hat der Onkel Franz sich gebaut, um kleinere Lasten zu transportieren. Für derartige Anhänger hat sich im Innviertel der Begriff „Gig“ eingebürgert, ursprünglich wurden damit einspännige, zweirädrige Pferdefuhrwerke bezeichnet. Der des Onkels wird natürlich nicht von einem Pferd gezogen, er hat eine kunstvoll zurechtgebogene Hakenkonstruktion angefertigt, um ihn verkehrssicher am Gepäckträger des Pucherls zu befestigen. Und genau dieses Trumm sucht er jetzt. Wie immer. Es ist wie verhext. Mehrmals die Woche kommt ihm das Ding unter, natürlich immer dann, wenn er es nicht braucht.

„Zefix, wo versteckst dich denn schon wieder?“

Während er zum wiederholten Mal die gleichen Schubladen auf- und wieder zuschiebt, geht die Tante an der offenen Tür vorbei. Eine Weile sieht sie ihm kopfschüttelnd zu und macht sich dann durch ein Räuspern bemerkbar. Wirft einen Blick auf ihre kleine Armbanduhr, tippt mit dem Zeigefinger darauf.

„Die sperren übrigens um eins zu, meinst, wird das vorher noch was?“

„Wie, was? Ach so, nein, hab's eh gleich. Geht schon.“

„Jedes Mal dasselbe. Sei halt nicht so stur und ruf den Albert an.“

Die Tante spielt damit auf die Tatsache an, dass der Albert im Gegensatz zum Onkel Franz über ein Auto verfügt. Und sich schon mehrfach angeboten hat, bei der Entsorgung zu helfen.

„Erstens“, entgegnet der Onkel, „gehört der alte Kombi seiner Frau, da ist es nicht gesagt, ob er den überhaupt kriegt. Zweitens ist das nicht ungefährlich, so schlecht wie der Albert Auto fährt. Und drittens, hab ich vom letzten Mal noch genug.“

Der Onkel Franz nimmt es genau mit der Mülltrennung. Das beginnt schon damit, dass er darauf achtet, dass erst gar nicht viel anfällt. Fast ausschließlich Mehrwegflaschen, wo nur irgend möglich

keine Plastikverpackungen, dazu eine möglichst lange Lebensdauer aller benutzten Dinge, dann ist schon viel gewonnen. Mit dieser Einstellung und Handlungsweise, da ist sich der Onkel sicher, ist von seiner Seite der Sache Genüge getan. Die beinahe wissenschaftliche Akribie, ja geradezu Pedanterie, mit der der Albert sich des Themas annimmt, geht ihm allerdings, gelinde gesagt, auf die Nerven. Immer, wenn der Onkel – so geschehen bei ihrer letzten gemeinsamen Entsorgungsmission – einen Behälter mit zu Hause Vorsortiertem in den seiner Meinung nach dafür vorgesehenen Container kippen wollte, war er zur Stelle, der Herr Albert, um eine finale Sicherheitskontrolle durchzuführen. Bei der er selbstverständlich auch immer etwas zu beanstanden hatte. Derartige Pensionisten-Allüren mag er nicht, der Onkel Franz. Drum – der Freundschaft zuliebe – verzichtet er seither auf die Unterstützung seines alten Spezis beim Entsorgen.

*

Zur selben Zeit dreht Diplomkaufmann Gerold Haubinger seine obligatorische Stadtplatzrunde. Der vordergründig sichtbare Zweck dieses kleinen Spazierganges ist es, den Hund der Familie auszuführen. Vielmehr geht es dem Geschäftsmann und Besitzer eines stattlichen Stadtplatzhauses aber darum, sich der Gemeinde zu zeigen und seine Position in derselben auszudrücken. Sehen und Gesehen-Werden, Grüßen und Gegrüßt-Werden, abgestuft nach Stand und Verhältnis zueinander. So wird zum Beispiel bei-
leibe nicht jeder gegrüßt, wenn man in der Kleinstadt auch fast alle Passanten kennt. Kunden werden in der Regel mit einem kurzen Kopfnicken bedacht, begleitet von einem kaum merklichen Nachoben-Ziehen des linken Mundwinkels. Das muss reichen. Die Haubingers betreiben ein feines Büro- und Schreibwarengeschäft im Parterre ihres Hauses, in zweiter Generation, und sind sich ihrer Wichtigkeit durchaus bewusst. Kreuzt Kundschaft den Weg von Gerold Haubinger, welche von Stand und Herkunft an die eigene

heranreicht, wird zusätzlich ein Ziehen des jagdlichen Filzhutes angedeutet. In weiterer Ausbaustufe kommt eine kaum merkliche Verbeugung hinzu. Verbale Verzerrungen wie „Verehrung“ oder „Hawediehr“ deuten schlussendlich darauf hin, dass hier zumindest gesellschaftlicher Gleichstand eingeräumt wird.

Gerold Haubinger genießt es, sich in dieser Form aktiv zu positionieren. Man muss – so meint er – seiner Umwelt schon mitteilen, wo die Trennlinien verlaufen, dann tun sich alle Beteiligten leichter bei der Einordnung. Eine Ansicht, die er schon immer vertritt und welche sich mit seinem neuen Amt nur noch verstärkt hat. Seit den letzten lokalen Wahlen sitzt er nämlich nicht nur im Gemeinderat, sondern bekleidet zusätzlich das wichtige Amt des Stadtrates für Bau und Umweltangelegenheiten. Fast wär's auch noch der Vizebürgermeisterposten geworden, ein Ziel, das aus seiner Sicht lediglich als aufgeschoben zu betrachten ist. Kurz und gut, Diplomkaufmann Stadtrat Gerold Friedrich Haubinger ist ein wichtiger Mann in der Gemeinde.

*

Der Onkel Franz hat es dann doch noch rechtzeitig ins Altstoffsammelzentrum geschafft. Vor allem das von der Tante in Aussicht gestellte Rindsgulasch, das nach getaner Arbeit zu Hause auf ihn warten würde, hat ihn motiviert. Gerade hat er sein Moped nebst Anhänger vor den Glascontainern abgestellt, da begrüßt ihn auch schon jemand. Es ist der Moser Erwin, der Leiter des Betriebs. Man kennt sich vom Wirtshaus, und der Onkel nimmt sich gern etwas Zeit, um mit dem Erwin ein paar Sätze zu wechseln.

„Na, bist wieder unfallfrei hergekommen mit deinem Müllexpres?“ „Sowieso, siehst du ja. Außerdem nimmt mein Pucherl nicht so viel Platz weg wie die ganzen Benzinkutschen da.“

Der Onkel Franz spielt damit auf die Tatsache an, dass auf dem Hof des ASZ das reinste Chaos herrscht. Kreuz und quer stehen die Autos mit ihren Anhängern, eines größer als das andere.

Kombis, Kleinbusse, allerhand sogenannte SUVs und Pick-ups. Und was alles weggeworfen wird! Teppiche, Sofas, Küchenzeilen, halbe Hauseinrichtungen. Einer lädt sogar gerade eine gut drei Meter hohe Plastikpalme ab.

„Ich mein, es ist ja schon gut, dass es euch gibt, aber wahrscheinlich schafft man sich noch weit leichter was Neues an, wenn man sein altes Zeug so problemlos loswird, oder?“

„Da hast wohl recht, Franzl. Seit ich hier bin, wird's jedes Jahr mehr. Drei Jahre schau ich mir das noch an, dann geh ich eh in Pension.“ Der Moser Erwin verabschiedet sich hastig, er hat soeben gesehen, dass eine seiner Mitarbeiterinnen doch tatsächlich gerade in die große Kunststoffpresse steigt.

„Helga, spinnst du“, ruft er, während er auf die Presse zuläuft. „So fort raus da! Bist du lebensmüde?“

Aber die Frau macht vorerst keinerlei Anstalten, dieser Aufforderung nachzukommen. Im Gegenteil. In aller Ruhe stampft sie, in der Presse stehend, auf irgendeinem Teil herum. „Jaja, reg dich nicht auf. Da hat sich was verklemmt, ich hab's eh gleich.“

Jetzt explodiert er, der Moser Erwin, scheinbar ist es nicht das erste Mal, dass die Frau die wichtigsten Sicherheitsvorschriften ignoriert. „Nix da, gleich“, brüllt er, „auf der Stelle kommst du raus!“ Gleichzeitig schlägt er auf den großen roten Not-aus-Schalter.

Auf jeden anderen seiner Mitarbeiter hätte ein derart scharfer Verweis Eindruck gemacht, nicht so bei der Pawlak Helga. Von Haus aus ein eher rustikaler Charakter, bringt die stämmige Frau nichts so leicht aus der Ruhe.

„Geh, Erwin, da passiert doch nix“, sagt sie jetzt auch, während sie langsam aus der Presse steigt, „ich weiß schon, was ich tu. Bei dem alten Trumm muss man halt ab und zu ein bisserl nachtreten, damit's funktioniert. Aber wenn du ausschaltest, dann kann's ja nicht gehen.“ Das sieht ihr Chef anders, er setzt zu einem längeren Vortrag über Sicherheit am Arbeitsplatz an, will der Pawlak klarmachen, wie gefährlich das, was sie gerade veranstaltet hat, ist. Aber die winkt ab, lässt ihn stehen und tritt gemütlich davon.

Der Onkel Franz hat die Szene kopfschüttelnd beobachtet und sich seinen Teil gedacht. Er kennt die Presse und ihre Funktionsweise, der Moser Erwin hat sie ihm einmal ausführlich erklärt. Kunststoffteile, die weder getrennt zum Recycling aussortiert werden noch bei den sperrigen Abfällen etwas zu suchen haben, kommen in die große Maschine, die sie mit hydraulischer Kraft auf einen Bruchteil ihres ursprünglichen Volumens zusammengepresst. In regelmäßigen Abständen werden die vollen Container abgeholt und gegen leere getauscht. Das übernimmt ein Verwertungsunternehmen an der südlichen Grenze des Bezirks. Dort wird der Inhalt im Anschluss grob sortiert und geschreddert. Das Granulat, das dabei entsteht, wird größtenteils verheizt oder kommt als Füllmaterial zum Einsatz, zum Beispiel im Straßenbau.

Und da steigt die einfach rein, da könnt ein Fuß schnell weg sein, denkt sich der Onkel und macht sich wieder an seine Arbeit. Während er etliche Flaschen von ihren Schraubverschlüssen befreit, erregt nun jemand anderes seine Aufmerksamkeit. Wenn das Gesicht desjenigen, der ihm aufgefallen ist, auch halb von dem großen Karton verdeckt ist, den er trägt, es kann trotzdem kein Zweifel bestehen, wer da gerade an ihm vorbeigeht. Der Albert, na bravo! Bei aller Freundschaft, den brauch ich jetzt nicht. Noch hat er mich nicht gesehen, denkt sich der Onkel, schau'n wir, dass das so bleibt. Also greift er sich sein Moped, um es hinter die Glascontainer zu schieben. Jetzt könnte man sagen, dass das schon ein etwas sehr kindisches Verhalten ist von einem erwachsenen Mann, hier Verstecken zu spielen. Aber wie zuvor schon bemerkt, dem Onkel graut es vor der fachlichen Unterstützung seines Freundes beim korrekten Mülltrennen.

Die Strategie scheint aufzugehen. Den Albert immer fest im Blick, erledigt der Onkel Franz seine Arbeit, stets darauf bedacht, nicht gesehen zu werden. Nimmt seine Wege hinter den Containern, entsorgt erst die Flaschen, dann Karton und Altpapier. Als er aber zuletzt eine Schachtel mit den wenigen Kunststoffbecherln und -flascherln, die im Haushalt der Tante anfallen, an sich nimmt,

um damit ungesehen in die Halle zu schlüpfen, in der die dafür vorgesehenen Behälter stehen, geht die Sache schief. Wie aus dem Erdboden gewachsen steht er plötzlich hinter ihm, der Albert, ein fröhliches Grinsen auf den Lippen.

„Ja servus, Franzl, na das wenn ich gewusst hätt, dass du heut auch entsorgst, wieso sagst denn nix?“

„Der Albert, so eine Überraschung! Nein, nein, geht schon, hab ja nicht viel. Eh nur noch das da.“

„Zeig einmal her!“

Der Albert fällt sofort in den Modus des Müllberaters. Setzt sich seine Lesebrille auf und kramt in des Onkels Schachtel herum.

„Das wolltest jetzt aber nicht alles da hineinschmeißen, oder?“

„Ja, äh, schon eigentlich. Wieso?“

„Schau, da hast du PE beziehungsweise PP, das da aber ist PVC. Und der Rest ist PET.“

„Wie bitte?“

„Das hab ich dir aber alles schon einmal erklärt. Ab und zu glaub ich, du hörst mir gar nicht zu.“

Eine Unterhaltung, die einem alten Ehepaar zur Ehre gereicht hätte. Da des Onkels Bedarf an Derartigem schnell gedeckt ist, wechselt er das Thema. Mittlerweile stehen sie wieder vor der Halle und mit Blick auf Alberts alten Kombi meint er: „Schauschau, lässt dich deine Frau heut mit dem Auto fahren?“

„Ich fahr, wann ich will“, entgegnet der Albert leicht beleidigt, „oder, wenn s’ mich wohin schickt, so wie heut. Wird bei dir auch nicht anders sein, oder?“

„Ja freilich, soweit kommt’s noch. Das teil ich mir schon selber ein. Sag, wie spät ist es eigentlich?“

„Himmel, genau! Halb eins schon. Jetzt muss ich aber schaun, dass ich heim zum Essen komm!“

„Was kocht s’ dir denn heut Gutes, deine Frau? Wahrscheinlich was recht Gesundes, oder?“

Eine Anspielung darauf, dass beim Albert daheim üblicherweise alle paar Monate eine Umstellung der Ernährungsrichtlinien

ausgerufen wird. Die Frau des Freundes ist Abonnentin eines dementsprechenden Fachmagazins und folgt den darin veröffentlichten Ratschlägen mit beinahe religiöser Überzeugung. Dass sich die Autoren der Ernährungsbibel von einem Quartal zum nächsten meist massiv widersprechen, stört sie dabei wenig. Waren etwa vor drei Monaten noch sämtliche Kohlenhydrate des Teufels, wird nun die gesunde Kartoffel-Reis-Diät gefeiert. Und wenn das vorbei ist, gibt's demnächst nur noch Fisch. Den dafür dann maximal gedämpft und ungewürzt. Irgendetwas in der Art halt. Und der arme Albert muss mit.

„Jaja, is schon recht, Franzl, ich weiß eh, dass du beim Essen eher einfach gestrickt bist. Ich fahr auf jeden Fall jetzt heim auf einen Schwammerlauflauf. Kann dir ja morgen zum Stammtisch eine Kostprobe davon mitbringen.“

„Nein, bitte nicht. Und wenn du mir noch einen Gefallen tun willst, lass mir ein bisserl Vorsprung mit dem Moped. Weil du mit dem Auto auf der Straße, das ist gar nicht so ungefährlich.“

Nach dieser im Innviertel durchaus als freundschaftlich zu bezeichnenden Konversation verabschieden sich die beiden Pensionisten, um dem jeweiligen Mittagstisch zuzustreben.

*

„Und wieso sagt mir das der Bürgermeister nicht selber?“ Der Moser Erwin sitzt im sogenannten kleinen Besprechungssaal der Personalstelle im Rückgebäude des Rathauses. Zuerst hat er sich noch nicht viel dabei gedacht, dass man ihn hierher bestellt hatte. Irgend-eine bürokratische Geschichte, vielleicht schon in Zusammenhang mit seiner nahenden Pensionierung. So was in der Art. Aber nun ist er sprachlos. Und verärgert.

„Weil sich der Herr Bürgermeister nicht um alles persönlich kümmern kann. Und weil das in meinen Aufgabenbereich fällt als Vorsitzender vom Personalbeirat. Und dann betrifft's ja auch noch mein Ressort als Stadtrat.“

Stadtrat Haubinger hat sein „Ich tu nur meine Pflicht“-Gesicht aufgesetzt und blättert in der Personalakte seines Gesprächspartners hin und her. Dass seine Wahl auf diesen Moser gefallen ist, hat vornehmlich zwei Gründe. Erstens ist der Posten, den er bekleidet, einer der wenigen, die für seine Zwecke infrage kommen, zweitens hat der Mann noch einen alten Dienstvertrag. Der stammt aus Zeiten, da die Altstoffannahme als Bürgerservice der Stadtgemeinde eingeführt worden war. Mittlerweile untersteht das Zentrum samt seiner Angestellten dem Bezirksabfallverband, einer Holding mit verzweigter Beteiligungsstruktur. Zu der Stadtrat Haubinger auch so seine Verbindungen hat, das erleichtert die Frage der Neubesetzung. Um den Arbeitsplatz freizubekommen, hat er zusätzlich seinen Einfluss innerhalb der Gemeinde geltend gemacht. Wenn er sich dabei auch weiter aus dem Fenster lehnen musste, als ihm lieb war.

„Schaun Sie, Herr Moser. In knapp drei Jahren wär es bei Ihnen sowieso so weit gewesen, wir ziehen das jetzt aus budgetären Gründen einfach ein bisschen vor. Wir alle müssen sparen und Ihre Lohngruppe ... na ja, es rechnet sich halt nicht. Unser Vorschlag wär also folgender. Bis zum Ende des Jahres Innendienst zur besonderen Verwendung, da findet sich schon was auf dem Gemeindeamt. Den Resturlaub, der sich bei Ihnen angesammelt hat, konsumieren Sie im Anschluss und danach geht's nahtlos in die Pension. Zugegeben, mit gewissen Abschlügen. Aber auch mit Belobigung. Für hervorragende Dienste, dafür werd ich mich persönlich einsetzen. Na, was sagen Sie?“

Der Moser Erwin hat den arroganten Geschäftsmann und Provinzpolitiker, der ihm da gegenüber sitzt, noch nie gemocht. Einer, der sich zu den „Besseren“ der Stadt zählt, sich kaum jemals selbst die Hände schmutzig gemacht hat und der es, bei aller aufgesetzter Freundlichkeit, nicht verhehlen kann, dass er auf Leute wie ihn herabsieht. Und der schiebt ihm jetzt gerade aufmunternd nickend ein Formular nebst Kugelschreiber über den Schreibtisch. Aber so nicht, Herr Stadtrat! „Unterschreiben tu ich erst mal gar nichts.

Den Resturlaub, den nehm ich ab sofort, und das da, das schau ich mir daheim noch genauer an. Wenn's recht ist.“ Er nimmt das Papier, faltet es zweimal und steckt es in die Innentasche seiner Arbeitsjacke. Erhebt sich und verlässt grußlos das Büro.

*

Diesem unangenehmen Personalgespräch war ein Anruf eines alten Freundes vorangegangen. Studienkollege, Parteifreund, Verbindungsgenosse, Weggefährte seit Jahrzehnten. Und einer derjenigen, bei denen man selbst – obwohl eine Hand stets die andere gewaschen hat – immer etwas in der Schuld stand. Und der rief also nun an und forderte einen Gefallen ein. Durchaus in einem gewissen Maß auch etwas schmeichelhaft für Gerold Haubinger, war der andere doch weitaus höher dekoriert als man selbst. Immerhin Minister!

„Ex-Minister, das ist ja das Problem, lieber Freund. Aber lass uns das nicht am Telefon ..., ist in letzter Zeit nicht die beste Idee. Bin morgen in der alten Heimat. Da stoß ich dann zum Verbindungsabend dazu und danach können wir reden.“

Diplomkaufmann Gerold Haubinger ist, genauso wie sein honorierter Freund, Ordensritter der Männerverbindung „Eulalia“. Was die Herren bei den regelmäßigen Zusammenkünften ihrer Loge so treiben, ist weitgehend unbekannt. Einem strengen Ehrenkodex folgend dringt kaum etwas nach außen. Allerdings mutmaßen nicht wenige Außenstehende, dass es gar so geheimnisvoll nicht ablaufen soll bei diesen Corps-Abenden. Wohl eher würde es sich dabei um spätpubertäre Trinkgelage auf ebensolchem Humor-Niveau handeln, munkelt man. Bei denen sich die Herren Honoratioren abseits der Blicke der restlichen Gesellschaft und der ihrer Gattinnen frei von Zwängen verlustieren. Aber wie gesagt, nichts Genaues weiß man nicht.

An gegenständlichem Abend auf jeden Fall haben sich Gerold Haubinger und der aus Wien angereiste Ferdinand Schleindinger

freiwillig zum Schlussdienst gemeldet. Der besteht darin, dass die beiden das Clublokal, genannt „Castell“, nach Ende der Zusammenkunft wieder auf Vordermann bringen. Tisch abräumen, Bierkrüge abspülen, etwaige andere Spuren beseitigen. Nachdem sie das erledigt hatten, kam es dann bei einem letzten Bier zu dem angekündigten Gespräch.

„Schau, Gerry“, kam der Herr Ex-Minister dann auch schnell auf den Punkt, „du weißt, ich bitt nicht gern um was. Hab ich auch selten nötig. Aber es geht um meinen Buben, den Leopold. Kannst dich ja sicher noch an ihn erinnern?“

„An den Poldi, na freilich. War ja immerhin ein Zeiterl mit unserer Sissy zusammen. Weiß gar nicht, was in das Mädsl gefahren ist, dass sie sich dann getrennt hat. War ja ein recht patentter Bursch, nicht wahr!“

„Aber Blödsinn! Der Poldi ein patentter Bursch. Ist ja eh lieb von dir, wenn du das sagst, aber es stimmt halt leider nicht. Eine Flasche ist er, und faul auch noch. Langzeitstudent. Grad hat er wieder abgebrochen, an der BOKU. Davor war's BWL, nach Jus und Journalismus. Mehr wie ein, zwei Semester hat er's noch nirgends ausgehalten. Wahrscheinlich bin ich eh selber schuld. Hab ihm immer eine zu lange Leine gelassen. Aber jetzt ist Schluss, jetzt soll er arbeiten!“

„So, so, arbeiten“, meinte darauf Gerold Haubinger nach einem Schluck aus seinem Bierkrug, „und als was?“

„Das ist ja das Problem. Der kann ja nix! Bis vor Kurzem hätt ich ihn trotzdem problemlos irgendwo untergebracht in Wien. In irgendeinem Ministerium oder einem staatsnahen Betrieb, gell. Gut bezahlt und nicht zu anspruchsvoll. Aber seit dem Skandal bin ich ohne Einfluss. Im Gegenteil, der Name Schleindinger ist zurzeit nichts mehr wert, das wirst du ja mitbekommen haben. Vor allem in der Hauptstadt krieg ich keinen Fuß mehr auf den Boden.“

Ferdinand Schleindinger war Mitglied der Bundesregierung, deren Legislaturperiode kürzlich äußerst unrühmlich vorzeitig zu Ende